

№ 27. 1895.

Die Herrin von Dombrowa.

Roman von **Johannes Emmer.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Herr, hört Ihr nichts?" fragte Grigorj, ohne auf die Worte seines Begleiters weiter einzugehen. In der That vernahm Bertrand das Brausen jetzt stärker und anscheinend auch näher. „Gehen wir," sagte der Bursche.

Die Beiden kehrten um, wanderten etwa tausend Schritte nach der entgegengesetzten Richtung und stiegen dann einen kurzen Schacht hinab. Bertrand fühlte, daß hier der Boden schon mit Wasser bedeckt sei, und als er das Grubenlicht tiefer hielt, bemerkte er, daß diese Wasserfläche in Bewegung sei, ein Zeichen, daß irgendwo ein Zufluß herein stattfinde.

„Hier ist das Wasser," begann wieder Grigorj, „es wird das Feuer löschen; wozu also sollen meine Brüder sich plagen?"

„Narr Du!" rief ärgerlich Bertrand, „wenn wir das Feuer durch das Grundwasser löschen lassen wollen, dann ist ja das ganze Werk verloren."

Grigorj schlug ein Gelächter auf, das in der Tiefe hier schauerlich gellte.

„Merkt Ihr das jetzt erst, Herr?"

„Ah! Also ist's doch wahr, daß Du das ganze Unheil angerichtet?" knirschte Bertrand. „Welcher Teufel hat Dir das eingegeben?"

Wieder gellte das höllische Gelächter durch den Raum. „Suska! Herr! Suska!" Im selben Augenblicke verschwand Grigorj von der Seite seines Begleiters, dann sah dieser das Flämmchen des Grubenlichtes rasch in die Höhe steigen und gleich darauf glitt etwas Schweres langsam nieder und klatschte in das Wasser. Von oben herab aber scholl es: „Und nun, Herr, bestellt selber dem Teufel einen Gruß von Grigorj!"

Jetzt erst wurde Bertrand sich über das Geschehene klar. Grigorj war rasch den Schacht emporgestiegen und hatte den nur lose angelehnten Steigbaum zurückgestoßen, der jetzt auf dem Boden des Stollens lag. Wie ein Blitz fuhr es nun dem jungen Manne durch den Kopf, daß er hier einem sicheren Tode geweiht sei. Das Wasser stieg langsam zwar, aber stetig; den schweren Baum aufzurichten war eines Menschen Kraft außer Stande, und selbst, wenn ihm vielleicht nach Stunden langer Mühe dies geglückt wäre, wie sollte er aus dem Labyrinth der ihm vollständig unbekannten Gänge den Rückweg finden? Und dann, wüthete nicht oben das Feuer?

Mit einem dumpfen Aufschrei lehnte sich Bertrand an die feuchte Erdwand; das Bewußtsein der entsetzlichen Lage, in welcher er sich befand, trieb ihm alles Blut in's Gehirn; es brauste in seinem Kopfe und die Brust krampfte sich zusammen. „Keine Rettung!" unwillkürlich murmelten die Lippen. was er sich dachte.

Und merkwürdig; derselbe Mann, welcher vor wenig Wochen mit gleichgiltiger Ruhe bereit war, sich selbst den Tod zu geben, bäumte sich jetzt auf gegen die drohende Gewißheit des Endes, und alle seine Gedanken vereinigten sich auf dem einen Punkt: „Wo ist ein Ausweg zu finden?" —

Nichts unterbrach die furchtbare Stille, als das leise, eintönige Gurgeln der schwarzen Fluth, die immer höher anschwoll. Bertrand raffte sich aus seiner Betäubung auf und begann den Stollen, in welchem er sich befand, zu untersuchen. Er kehrte zunächst zu dem Schacht zurück, um sich zu überzeugen, daß hier der Rückweg abgeschnitten sei; dann drang er vorwärts und gelangte bald in einen hohen Raum, eine Art natürlicher Höhle, in welcher das Rauschen des aus unsichtbaren Klüften eindringenden Wassers deutlicher vernehmbar war. Hier hatte der Stollen ein Ende, vergeblich suchte Bertrand nach einer Fortsetzung des Ganges. Im Hintergrunde der



Frau Lillian Sanderson. (S. 211)

Höhle zeigte sich nur eine steile Schutthalde, deren Anfang sich oben im Dunkel verlor, da der Lichtkreis der Grubenlampe nicht so hoch hinauf reichte. Einen Trost bot dieser Schuttkegel, er gestattete, sich vor der steigenden Fluth zu flüchten; es mußte doch eine geraume Zeit vergehen, bis der ganze Raum der Höhle vom Wasser erfüllt sein würde.

Was war aber damit gewonnen? Eine Verlängerung der Todesqualen vielleicht, sonst nichts. Wäre es da nicht besser, rasch der hoffnungslosen Lage ein Ende zu machen, dachte Bertrand, stieg aber doch mühsam in dem losen Schutte einige Schritte aufwärts. Plötzlich glitschte sein Fuß ein wenig aus, er schwankte, und um sich zu halten, griff er mit den Händen nach dem Getrümmer, bei der hastigen Bewegung schlug jedoch das Grubenlicht an einen Stein und im nächsten Augenblick umgab ihn undurchdringliche Finsterniß.

— — — — — — — — — —

War eine halbe Stunde, ein Tag, eine Ewigkeit vergangen? Der Mensch, welcher da rücklings auf dem feuchten Schutt in der finsteren Tiefe der Erde lag, hätte keine Antwort zu geben vermocht. Er hatte die Augen offen, denn wenn er sie schloß, so war es ihm, als ob Feuerfunken vor ihm sprühten, und das that ihm wehe. Nichts regte sich um ihn und in ihm, keine Empfindung, kein Gedanke, mit dem Grubenlichte war auch sein Bewußtsein verlöscht.

Da, was ist das? Zeigt sich nicht auf der gegenüberliegenden Höhlenwand ein kleiner Lichtkreis, wie ein blasser Stern? Und jetzt hallt ein Laut durch den Raum, ein unverständlicher Schrei, der schauerlich und doch so verheißungsvoll klingt! Dabei zittert jener Schein und fährt blitzschnell auf und nieder und seitwärts.

Der Mann richtet sich halb auf und stößt nun auch einen Ruf aus, der in dem Gewölbe widerhallt, dann lauscht er und — es wird geantwortet. Nun erhebt er sich, halb auf das eine Knie und die Hand sich stützend und blickt umher, da sieht er hoch über sich, dort wo der Schuttberg zu enden scheint, ein zitterndes Flämmchen, dessen Widerschein er an der Wand geschaut hatte; er schreit laut hinaus und beginnt hastig emporzuklettern. Kalter Schweiß bedeckt seine Stirne, so daß die Haare zusammenkleben, der Athem geht keuchend, die Hände krallen sich krampfhaft in das scharfkantige Geschiebe, das sie blutig ritzt, doch er achtet nicht darauf; nur vorwärts, hinauf! Hinter ihm poltert Gestein in die Tiefe und klatscht auf dem Wasser auf, manchmal gleitet der Fuß aus, und mit entsetzlicher Angst vermeint er schon, die ganze Halde gleite mit ihm in die Tiefe, dann bohrt er Kniee und Hände bis zum Gelenk in den Schutt. Endlich taucht sein Haupt in einen Lichtkreis, er wirft es zurück, um besser zu sehen, und bemerkt eine dunkle Gestalt in einer Spaltöffnung kauernd, die ein Grubenlicht weit hinausstreckt. Mit einer letzten Kraftanstrengung zieht er sich weiter empor, die Hand faßt einen vorspringenden Stein, noch ein Ruck! und er fällt halb in den Spalt hinein. Tief unten gurgelt die schwarze Fluth. — Gebückt, halb kriechend, folgt er der Gestalt durch den schmalen, niederen Gang, bis derselbe in einen Stollen mündet. Nun kann er wieder aufathmen, auf festem Boden seine zitternden Glieder recken und nach seinem Retter sehen.

„Suska, Du bist's!" schrie Bertrand auf. Maßloses Erstaunen erfaßte ihn, als er in das bleiche Antlitz des Mädchens blickte. „Dir danke ich meine Rettung?"

„Herr, seid Ihr wohl? Ich hatte Furcht, daß Ihr den Weg herauf nicht finden würdet," gab sie zur Antwort.

„Was in aller Welt führte Dich hierher? Wußtest Du, daß ich dort in der Höhle zu finden sein werde?"

„Fragt nicht, Herr; wir müssen eilen, damit uns nicht das Unglück nochmals überrasche," erwiederte sie und ging rasch voran. Bertrand mußte sich fügen und seine Neugierde bezähmen. Sie gingen jetzt, wie er merkte, ganz andere Wege, offenbar nicht mehr betriebene Stollen, stellenweise war die Zimmerung zusammengedrückt und auch der Boden war uneben und mit faulem Holz bedeckt. Durch einen schiefen Schacht stiegen sie dann mühsam hinan und endlich trat er hochaufathmend in's Freie; warme Frühlingsluft umwehte ihn, und heller Tagesschein blendete seine Augen.

18.

Edmund v. Bertrand bemerkte, daß er sich in einiger Entfernung von K. befand; er sah drüben die qualmende Wolke, die aus dem brennenden Schachte aufstieg. Dies erinnerte ihn an seine Pflicht, und so gern er auch erfahren hätte, wie Suska dazu gekommen war, ihn aufzusuchen, so glaubte er doch keine Zeit mit müßigem Gerede verlieren zu dürfen.

„Ich muß dorthin," sagte er zu dem Mädchen, „willst Du mitkommen? Oder bist Du müde, dann raste hier. Ich werde Dir später meinen Dank bezeigen."

„Ich gehe mit, Herr; er könnte Euch neues Leid anthun."

„Wer?" fragte er rasch.

„Grigorj!"

„Ah, Du wußtest also, daß er mir an's Leben wollte!" Er wandte sich jetzt zum Gehen; barhaupt, mit beschmutzten Kleidern, die Hände blutrünstig, so schlug er eilig den kürzesten Weg nach den Werken ein; lautlos, mit fast unhörbarem Schritt folgte das Mädchen. —

Noch immer umstand die Menge das Schachthaus und das Wasserwerk, schadenfroh murmelnd und sich ergötzend an dem Anblicke der bestürzten, sorgenvollen Beamten und Ingenieure, die rathlos, zähneknirschend hin und her eilten und ihre Machtlosigkeit verfluchten. Einzelne waren eingefahren und hatten sich von dem Stand der Dinge unten überzeugt; sie mußten aber wieder zu Tage, da sie ja allein nichts ausrichten konnten.

Vor zwei Stunden war Grigorj wieder erschienen — allein. Die Menge war auf ihn zugestürzt und hundert Kehlen hatten gleichzeitig die Frage herausgeschrien: „Wo ist er?"

Und Grigorj hatte geantwortet: „Weiß ich's? Ich ging voran, da verschwand er plötzlich und ich sah ihn nicht mehr."

Darauf ging ein dumpfes, scheues Flüstern durch die Masse. „Der böse Geist war's, ja, ja! Nur dem Grigorj konnte er nichts anhaben, der ist geweiht."

Die Beamten hatten dann auch den Grigorj gefaßt und drohend Rechenschaft über das Verbleiben Bertrand's gefordert. Nicht eine Fiber hatte in dem Gesichte des Burschen gezuckt, als er ihnen dieselbe Antwort gegeben: „Weiß ich's? Er verschwand und ich sah ihn nicht mehr. Wenn ihr es nicht glauben wollt, so gehet und suchet ihn."

„Du hast ihn ermordet," hatte darauf ein Ingenieur gerufen.

Da aber erhob sich ein tosender Lärm ringsum, der sich erst legte, als Grigorj die Hand beschwörend erhob und mit seiner klangvollen Stimme die Worte sprach: „Zeigt uns seinen Leichnam, ehe ihr mich Mörder nennt."

Die Beamten hielten es für gerathen, die Sache jetzt nicht weiter zu verfolgen. Grigorj ging langsam wieder zu dem Holzstoße, auf dem er vorher gesessen, und schaute von dort mit gleichmüthiger Ruhe dem Treiben zu. Wenn ihn Einer von den Kameraden ansprechen wollte, schüttelte er den Kopf und gab keine Antwort. „Er hat den bösen Geist gesehen," raunten sie sich zu, „schau nur, wie krank er aussieht."

Jetzt erhebt sich ganz rückwärts ein Gekreisch, daß Alle sich umwenden. Wie ein Schreckensruf pflanzt sich's fort, die hinten Stehenden stieben auseinander und eine breite Gasse öffnet sich in der Menge. Und durch diese Gasse kommt Bertrand. Hinter ihm schließt sich die Menge wieder zusammen und drängt nach.

Bertrand hatte nicht an Grigorj gedacht, sondern wollte die Ingenieure aufsuchen; nun aber, da die Gasse geradewegs zu dem Burschen hinführte, schritt er auf diesen zu, der regungslos, mit verzerrtem Gesicht dasaß und ihn anstierte.

„Nun, Grigorj, der Teufel hat mich wieder zurückgesendet, um Dir seinen Gruß zu bestellen. Er meint, Dich könnte er besser gebrauchen, als mich," sagte Bertrand sarkastisch, fuhr aber dann ernsthaft fort, indem er seine Hand auf die Schulter Grigorj's legte: „Warum wolltest Du mich ermorden?"

Jetzt sprang der Bursche auf. Es schien, als hätte er bisher den unerwartet Erschienenen für ein Gespenst gehalten, und erst als er die Berührung der Hand verspürte, seine Fassung wiedergewonnen. Mit einem Wuthschrei fuhr er blitzschnell nach der Kehle Bertrand's, während er mit der Linken ihn an der Brust packte. Der Riese wollte offenbar seinen Gegner in die Luft schwingen und zu Boden schmettern. Im selben Augenblicke aber traf ihn ein Faustschlag mitten zwischen die Augen, er taumelte, und diesen Moment benützten die Beamten, den Burschen zurückzureißen und sich zwischen ihn und Bertrand zu stellen. Grigorj erkannte nun auch, wer den Schlag gegen ihn geführt hatte, und er biß die Zähne zusammen, daß man das laute Knirschen in der Runde hörte. Die Hand eines schwachen Weibes hatte ihn getroffen — Suska war es gewesen.

„Ha!" schrie er laut auf, „die Hexe da hat ihm herausgeholfen!"

Von Mund zu Mund ging es und hundertfältig wurde es gemurmelt: „Die Hexe war's!"

„Und wenn ich eine Hexe wäre," rief jetzt das Mädchen, „bin ich dann nicht stärker gewesen, als Du, Teufel? Wißt ihr, wo ich den Herrn gefunden habe? Im Schwedenfriedhof."

Wieder lief das Murmeln durch die Reihen. Der Schwedenfriedhof hieß jene Höhle, weil die Sage erzählte, daß vor Jahrhunderten eine Anzahl Schweden, die von den erbitterten Bergleuten gefangen genommen worden waren, zum Lohne für ihre unmenschliche Grausamkeit kopfüber in dieselbe gestürzt worden seien. Seitdem galt der Ort für verrufen und Jeder mied ihn ängstlich, denn das abergläubische Volk wähnte, daß die verdammten Seelen der Erschlagenen dort spukten und an jedem Lebenden für ihr Schicksal Rache nähmen.

Mit geheimem Grauen betrachtete daher die Menge den Mann, der von diesem Orte lebend zurückgekehrt war, und das Mädchen, welches sich rühmte, ihn von dort geholt zu haben.

In die plötzlich eingetretene Stille tönte nun wieder die Stimme Suska's: „Ein Mörder ist er, ich sage es euch. Ich habe ihn gesehen, wie er heute Nacht in dem Schacht das Feuer legte und dann die Wassermaschine zerstörte. Ich sah es mit diesen meinen Augen. Willst Du es leugnen, Grigorj?"

Er schwieg, nur seine Augen funkelten wie im Wahnsinn.

„Feuer und Wasser fressen das Brod Deiner Brüder," fuhr Suska fort, „schau sie an, sie werden jetzt hungern müssen; und das hast Du gethan. Ihr Fluch wird Dich treffen, tausendfacher Fluch!"

Ein einziger furchtbarer Aufschrei folgte diesen Worten; Männer, Weiber und Kinder stießen ihn gleichzeitig aus. Im nächsten Momente brach es wie eine Sturmfluth herein mit unwiderstehlicher, rasender Gewalt. Bertrand und die Ingenieure sahen sich plötzlich weit von einander getrennt; hundert Arme reckten sich in

die Luft und hoch über den Köpfen schwebte ein Mensch, von diesen Armen gepackt, und die wilde Menschenwoge riß ihn fort gegen das Schachthaus hin. Ein grauenhaftes Geschrei erfüllte die Luft, aus welchem nur der Ruf vernehmlich hervorklang: „Richtet ihn nach altem Brauch!"

In der nächsten Sekunde war Grigorj verschwunden, die Vordersten hatten sich in den dichten Qualm des Schachthauses hineingestürzt, zwanzig Arme rissen zugleich den schweren Falldeckel des Schachtes auf, aus dem röthlicher Schein hervorbrach; ein Schwung, und kopfüber flog ein Körper in die gähnende Tiefe.

„Tod und Verdammniß den Herren!" Es war das letzte Wort gewesen, das Grigorj gesprochen. Suska hatte es deutlich vernommen.

— — — — — — — — — —

Als Bertrand und die Beamten sich gefaßt und erkannt hatten, um was es sich handle, war das grause Werk schon geschehen. Es wäre auch vergebliche Mühe gewesen, der rasenden Menge das Opfer entreißen zu wollen. Jetzt stürmten die Leute heran und erboten sich, einzufahren und die Rettungsarbeiten zu beginnen; da gab es nun zu ordnen und zu befehlen; die einzelnen Ingenieure stellten sich an die Spitze der verschiedenen Abtheilungen, und nach kaum einer Viertelstunde waren auf dem Platze nur noch Weiber und Kinder zu sehen.

Wie ein wüster Traum war dies Alles vor Edmund v. Bertrand's Augen vorbeigezogen. Er konnte es kaum fassen, wie ein einziges Wort des Mädchens genügt hatte, die Menge, welche noch vor Kurzem mit ehrerbietiger Scheu dem Burschen gehorcht hatte, zu einem furchtbaren Strafgerichte an dem Verbrecher fortzureißen. Hatte er nicht vorher fast dasselbe den Leuten sagen lassen? Ihm hatte man nicht geglaubt, wohl aber dem Mädchen, welches sie noch eben „Hexe" genannt hatten!

Er sah sich jetzt nach Suska um; sie lag hinter dem Holzstoße, auf dem Grigorj gesessen, auf den Knieen, die Hände gefaltet, das Haupt an einen Baumstamm gelehnt.

„Was ist Dir, Suska?" fragte er sanft.

Ein Frostschauer schüttelte den Leib des Mädchens, sie sah ihn groß an und sagte dann mit tonloser Stimme: „Grigorj ruft mich, ich muß ihm folgen."

„Du bist krank, Suska, geh' heim und ruhe Dich aus," meinte Bertrand. „Grigorj wird Dir nichts mehr zu Leide thun, Du bist für immer befreit von ihm."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Herr! Er ruft mich und ich muß ihm folgen," wiederholte sie hartnäckig wie ein eigensinniges Kind. „Ich habe es ihm schwören müssen."

„Wer würde glauben, daß es auch unter diesem Volke hysterische Frauenzimmer gäbe," dachte Bertrand, faßte dann Suska bei der Hand und zog sie empor. „Du folgst jetzt mir und vor Allem mußt Du ausruhen," sagte er strenge.

Sie gehorchte und ging nun mit ihm in das Amtsgebäude, wo Bertrand sie der Obhut der Wirthschafterin übergab. Er selbst fühlte sich auch von den Aufregungen und Anstrengungen der letzten Stunden etwas erschöpft, vor Allem verspürte er aber Hunger.

„Die beiden anderen Herren sind soeben beim Frühstück," bemerkte die Wirthschafterin, „wollen Sie denselben Gesellschaft leisten?"

„Beim Frühstück?" rief ein wenig erstaunt Bertrand aus.

„Es ist ja erst halb neun Uhr," wurde ihm zur Antwort.

Ein Blick auf die Uhr überzeugte ihn, daß es in der That noch früh am Tage war. Ihm freilich war die Zeit lange genug erschienen. Er begab sich auf sein Zimmer und kleidete sich rasch um, dann ging er hinauf, um mit den Freunden zu frühstücken. „Ich hätte alle Ursache, sie zu beneiden," dachte er bei sich, „sie haben zweifellos prächtig geschlafen, während ich — pah, nun ist's vorüber."

19.

„Sie kommen spät und allein?" Mit diesen Worten begrüßte Frau v. Marbach den Baron, der galant einen Kuß auf ihre schmale Hand drückte.

„Ich zählte die Sekunden, und niemals ist mir der Weg so lang erschienen, wie heute," erwiederte er mit einem aufleuchtenden Blicke.

„Wo ist Herr Léon geblieben?"

„Léon? Vermissen Sie ihn wirklich? Der gute Junge brachte heute der Freundschaft das schwere Opfer, zurückzubleiben. Ich hatte ihn darum gebeten."

„Sie hielten ihn zurück? Weshalb?"

„Muß ich diese Frage beantworten? Sagt Ihnen nichts, weshalb ich heute das egoistische Verlangen hegte, Sie allein zu sprechen? Und dann," fuhr er lebhafter fort, „dürfte auch ich die Frage stellen, warum ich auf dem Wege hierher Fräulein Natalie auf der Straße nach K. fahren sah."

„Ich sandte sie dahin, da heute früh das Gerücht mir zu Ohren kam, in K. sei ein Unglück geschehen."

Daubrac verneigte sich lächelnd. „Nun, dann will ich diesen Zufall preisen, der mir die holde Gelegenheit verschafft, allein mit Ihnen gewisse Dinge zu besprechen, von denen Sie zu einer anderen Stunde nichts hören wollten."

Frau v. Marbach lehnte sich in ihren Schaukelstuhl zurück und griff nach einem Fächer, der auf einem Tischchen daneben lag. „Ah, ich dachte, Sie würden bei Tage vergessen haben, daß der Nachtzauber Sie gestern beinahe zu einer Unbesonnenheit verleitet hätte. Nun, sprechen Sie also, ich will Sie anhören."

„Hätte wirklich der Dichter Recht, welcher behauptete, die höchste Lust der Frauen sei, Jemand grausam zu quälen?"

„Haben Sie die Absicht, mir von Schmeicheleien zu erzählen, welche Dichter für unser Geschlecht erfanden?"

„Nein! Wahrhaftig nein! Aber, bei Gott, noch nie ist mir so schwer geworden, auszusprechen, was mich so ganz erfüllt. Sehen Sie denn nicht, daß Alles an und in mir ein Wort, eine Frage ist?"

„Dann bitte ich, mir zu sagen, wie man dieses Wort ausspricht, welches angeblich Ihre Persönlichkeit jetzt vorstellt; ich bin außer Stande, es zu entziffern."

„Das Wort heißt: ich liebe Dich! und die Frage lautet: liebst Du mich? — Bitte, sprechen Sie es mir nach!" bat er und seine Stimme zitterte dabei in leidenschaftlichem Verlangen.

Frau v. Marbach schwieg eine Weile, dann ließ sie den Fächer rauschend zusammenklappen und erhob sich aus ihrer bequemen Lage. „Es ist zum ersten Male, daß eine solche Frage an mich gerichtet wird. — Sehen Sie mich nicht so erstaunt an, es ist doch so. Wenn ich auch Wittwe bin, so folgt daraus noch nicht, daß mir jene Frage jemals gestellt wurde, und seit dem Tode meines Gemahls hatte Niemand die Kühnheit, in dem Tone zu mir zu sprechen, den Sie anzuschlagen beliebten."

„Madame," murmelte bestürzt der Baron; er war nahe daran, seine Fassung zu verlieren — zum ersten Male in seinem Leben.

„Ich vermuthe," fuhr sie unbeirrt fort, „daß Sie einige Uebung im Gebrauche solcher Worte und Fragen besitzen, vielleicht auch gewohnt sind, damit die gewünschte Wirkung zu erzielen. Mir klingen sie leider fremd, und ich glaube, sie müßten sich in meinem Munde auch seltsam ausnehmen, wenn ich sie, wie Sie verlangen, nachsprechen wollte."

Baron Daubrac erhob sich. „Sie haben mein Urtheil gesprochen; ich werde gehen."

„Zählen auch Sie zu jenen Dutzendmenschen, welche die Wahrheit nicht ertragen können? Ich hätte Sie für stärker gehalten."

„Sie sehen ja," rief er bitter aus, „daß ich diese Wahrheit, wie Sie es nennen, ertrage, indem ich die Folgerungen daraus ziehe."

„Lag in meinen Worten die Aufforderung, mich zu verlassen? Ich liebe Ihren Witz, Ihren Geist, Ihren stolzen und feurigen Charakter, und ich würde Sie sehr vermissen, wenn ich Sie nicht mehr sehen dürfte."

Mit einem Ausruf des Entzückens stürzte Daubrac auf die Frau zu und drückte heiße Küsse auf die Hand und den Arm, die sie bei seiner hastigen Bewegung wie abwehrend ausgestreckt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Lillian Sanderson.

(Mit Porträt auf Seite 209.)

Zu den beliebtesten Konzertsängerinnen der Gegenwart gehört die aus der Neuen Welt zu uns herübergekommene Künstlerin, deren Porträt wir auf S. 209 bringen. Frau Lillian Sanderson ist am 13. Oktober 1867 in Milwaukee geboren. Als sie dort einmal als vierzehnjähriges Mädchen in der Kirche ein Solo in einer Choraufführung während des Gottesdienstes vortrug, erregte sie dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit. Von vielen Seiten wurden die Eltern der jugendlichen Sängerin aufgefordert, eine so hervorragende Begabung nicht ohne künstlerische Ausbildung zu lassen, und so gingen sie denn mit ihrer Tochter nach Deutschland, wo Lillian dem trefflichen Sangesmeister Julius Stockhausen in Frankfurt a. M. anvertraut wurde. Als dieser ihre Ausbildung für vollendet erklärte, stellte die Künstlerin sich dem deutschen Publikum zuerst in Berlin öffentlich als Liedersängerin vor. Von der deutschen Reichshauptstadt ist ihr Ruhm ausgegangen, den sie seitdem durch zahlreiche Kunstreisen stetig vermehrt hat. Lillian Sanderson ist keine Virtuosin des Koloraturgesanges; sie besticht mit ihrem Gesange weniger durch äußeren Glanz als vielmehr durch die ergreifende Innerlichkeit ihres Vortrages. Ihre Stimme trägt ausgesprochenen Altcharakter, erreicht aber in der Höhe den Mezzosopran. Das deutsche Lied und namentlich das musikalische Genre ist Frau Sanderson's eigentliche Domäne.

Ein Geheimniß.

(Mit Bild auf Seite 212.)

Es gibt auch männliche Klatschbasen, und zu ihnen scheint der in einer ländlichen Schänke an der Wand sitzende alte Bauer auf unserem Bilde S. 212 (nach einem Gemälde von Hugo Kotschenreiter) zu gehören, der seinem Gevatter mit vorgehaltener Hand „ein Geheimniß" zuraunt. Der Andere vergißt über dem Zuhören sogar, die Pfeife, die er aus dem neben ihm auf der Bank liegenden Beutel frisch gestopft hat, anzuzünden. Er sieht ebenso verschmitzt aus, wie der schwatzhafte Erzähler des Geheimnisses beschränkt, und der Maler hat es gut verstanden, den Gegensatz der Beiden zur Anschauung zu bringen.

Eskimo im Kampfe mit einem Eisbären.

(Mit Bild auf Seite 213.)

Ueberall, wo die Eskimos an der Meeresküste wohnen, wie in Grönland oder an der Hudsonsbai, machen sie Jagd auf Seehunde, Walrosse und Narwale, gehen bei Gelegenheit aber auch selbst dem furchtbaren Eisbären unerschrocken zu Leibe, wie unser Bild auf S. 213 darthut. Ihre Boote heißen Kajaks und sind 5 bis 6 Meter lange, kaum ein halbes Meter breite Fahrzeuge aus leichtem Holz, mit Seehundshaut überzogen und mit einer kreisrunden Oeffnung versehen, in welcher der Führer des Bootes sitzt. Das Ruder ist ein kleines, an beiden Enden handbreites Doppelruder; als Waffe führen sie, abgesehen von Pfeilen und Bogen, entweder eine Harpune oder eine Lanze. Der Eskimo auf unserem Bilde geht dem neben seinem Kajak auftauchenden grimmen Eisbären verwegen genug mit seiner Lanze zu Leibe.

Der Abbé Coquet.

Eine heitere Kriminalgeschichte.

Von **A. Oskar Klaußmann.**

An einem Septembertage des Jahres 1810 kam der Abbé Coquet, Pfarrer an der Kirche St. Nizier in Lyon, nach der Frühmesse nach seiner bescheidenen Wohnung in der Rue Centrale, um sein Frühstück einzunehmen. Die alte Wirthschafterin empfing ihn mit der Nachricht, es befände sich in seinem Studirzimmer eine Dame, die ihn dringend zu sprechen wünsche.

Als der alte Herr sein Studirzimmer betrat, stürzte eine junge, weinende Frau in eleganter Kleidung auf ihn zu und rief: „Onkel Coquet, retten Sie ihn — er ist verloren!“

Der Abbé erkannte in der jungen Frau die Gattin seines Neffen Pierre Lajolais.

„Wer ist verloren, liebe Geneviève?“ fragte er erschreckt. „Pierre, mein Neffe? Ich hoffe nicht, daß ihm ein Unglück widerfahren ist.“

„Doch, doch,“ versetzte Geneviève schluchzend. „Er ist verhaftet worden, und man hat mir gesagt, daß ihm Schlimmes bevorstehe.“

„Mein Neffe verhaftet?“ sagte der alte Herr erstaunt. „Er, der friedliebendste, ruhigste Mensch, verhaftet? Und weshalb?“

„Ich weiß nicht recht, um was es sich handelt. Der Kaiser hat von Paris aus Verfügungen erlassen, welche den alten Streit zwischen den Fabrikherren von Lyon und ihren Seidenwebern schlichten sollen. Pierre, der die große Seidenfabrik verwaltet, soll nun diese Befehle des Kaisers nicht zur Ausführung gebracht haben. Heute in der frühesten Stunde haben Polizeibeamte ihn verhaftet; man hat eine Haussuchung vorgenommen und sich eines Theiles seiner Papiere bemächtigt. Ich war auf der Präfektur, um zu fragen, ob mein Gatte nicht sofort entlassen würde, die Beamten haben mir indessen gesagt, die Sache stünde viel schlimmer, als ich nur vermuthen könne. In meiner Angst bin ich nun zu Ihnen gekommen, Onkel Abbé, um Sie um Schutz und Beistand zu bitten.“

„Beruhige Dich nur, mein Kind,“ tröstete der würdige Geistliche, „selbstverständlich sollst Du Schutz und Beistand bei mir finden. Geh' einstweilen nach Deiner Wohnung; in einer Stunde hoffe ich Dir Antwort bringen zu können.“

Geneviève küßte dem alten Herrn die Hand und entfernte sich weinend. Der Abbé schlürfte stehend seine Tasse Chokolade und machte sich dann sofort auf den Weg nach der Präfektur.

Der Präfekt empfing den alten Abbé augenblicklich, wenn auch mit einer gewissen Zurückhaltung. Der Geistliche bat um Aufklärung wegen der Verhaftung des Neffen, und der Präfekt Delobelle antwortete ihm:

„Ich konnte nicht anders handeln, Herr Abbé. Der Kaiser hat die strengsten Befehle erlassen, welche das Verhältniß zwischen Fabrikanten und Seidenwebern regeln sollen. Diese Befehle sind ein wenig zu Gunsten der Arbeiter und gegen die Fabrikanten gerichtet, trotzdem entsprechen sie der Billigkeit, Nothwendigkeit und der Weisheit unseres erhabenen Monarchen. Herr Lajolais hat sich direkt geweigert, diese Befehle in seiner Fabrik zur Ausführung zu bringen; ich habe ihn in Güte ermahnt, sich zu fügen, darauf hat er einen Schriftwechsel mit mir begonnen, der einen immer heftigeren Charakter angenommen hat. Herr Lajolais hat sich erlaubt, nicht nur die Befehle Seiner Majestät zu kritisiren, sondern sich auch in höchst absprechender, ja das Staatsoberhaupt verletzender und beleidigender Weise über diese Befehle zu äußern. Ich will Ihnen nicht verhehlen, Herr Abbé, daß die Polizei mir schon seit längerer Zeit mitgetheilt hat, daß Pierre Lajolais zu den Unzufriedenen gehört, welche mit dem Auslande Verbindungen unterhalten. Ich mußte selbstverständlich unter allen Umständen den Befehlen Seiner Majestät Achtung verschaffen, noch dazu gegenüber einem Menschen, der das herrschende System nicht anzuerkennen scheint. Die Fabrikanten mußten sehen, daß die Befehle des Kaisers ausgeführt werden, die Seidenweber mußten davon überzeugt werden, daß die Obrigkeit sie in ihren Rechten schütze. Ich habe deshalb Herrn Lajolais wegen Widerstandes gegen die kaiserlichen Befehle gefangen setzen und in seiner Wohnung eine Haussuchung vornehmen lassen. Das Ergebniß ist ein für Sie recht betrübendes. Herr Lajolais steht, wie die aufgefundenen Briefe beweisen, seit länger als drei Jahren mit französischen Emigranten in Briefwechsel, das heißt, mit den Verschwörern, die nach dem Leben des Kaisers trachten und welche den Umsturz aller bestehenden Verhältnisse und die Rückkehr der Bourbonen erstreben.“



Ein Geheimniß. Nach einem Gemälde von H. Kotschenreiter. (S. 211)

Abbé Coquet war erbleicht. „Unmöglich!“ rief er. „Ich kann es nicht glauben, Herr Präfekt. Mein Neffe hat sich nie um Politik gekümmert; er ist jung verheirathet und lebt in der glücklichsten Ehe, schon um seiner Frau willen hätte er sich nicht in solche Gefahr gestürzt.“

„Ueberzeugen Sie sich selbst!“ sagte der Präfekt und hielt dem Abbé eine Anzahl Schriftstücke vor. „Hier sind Briefe aus London von einem gewissen Querelle, welche deutlich beweisen, daß Lajolais Beziehungen zu den Emigranten hatte.“

Der Abbé betrachtete die Briefe und sein Gesicht heiterte sich einigermaßen auf. „Wenn es nichts weiter ist, als das, Herr Präfekt, dann ist mein Neffe wohl entschuldigt. Dieser Querelle ist ein naher Verwandter von ihm und von mir, ein Vetter Lajolais'. Man wird wohl einen Briefwechsel zwischen so nahen Verwandten nicht für verdächtig halten, wenn nicht darin direkt auf eine Verschwörung hingedeutet wird.“

„Das nicht, die Briefe beziehen sich anscheinend nur auf Geschäftsangelegenheiten; es gibt aber einige dunkle Andeutungen darin, die sehr wohl als politische Verabredungen und Nachrichten aufgefaßt werden können. Vielleicht würde man bei einem ruhigen Staatsbürger den Verdacht nicht hegen, bei einem Menschen aber, der sich gegen die kaiserlichen Verordnungen auflehnt, wie Herr Lajolais, muß man sich auch einer politischen Verschwörung versehen. Ich habe daher den Herrn in Haft behalten und werde die Angelegenheit an den Minister des Innern in Paris schicken. Mag man dort entscheiden, was zu geschehen hat. — Das ist Alles, was ich Ihnen mittheilen kann.“



Eskimo im Kampfe mit einem Eisbären. (S. 211)

Zwei Tage später verließ die Postkutsche Lyon, welche regelmäßig den Verkehr mit Paris vermittelte, und die auf den guten, von Napoleon angelegten Heerstraßen die Fahrt in drei Tagen und drei Nächten zurücklegte. Unter den Passagieren befand sich auch der Abbé Coquet, der die für sein Alter beschwerliche und nach damaligen Begriffen weite Reise nicht scheute, um in Paris zu Gunsten seines Neffen Schritte zu thun. Da die Sache dem Minister zur Entscheidung vorgelegt werden sollte, wollte der Abbé gleichzeitig mit den Akten, die sich auf seinen Neffen Lajolais bezogen, in Paris eintreffen, um den Minister von der Unschuld des Gefangenen zu überzeugen.

Er hatte einen Bekannten im Ministerium des Innern, und auch der Minister des Innern und der Polizei, Savary, der Nachfolger des berüchtigten Fouché, war dem Abbé persönlich bekannt. Es handelte sich nur darum, ob sich der Minister der flüchtigen Bekanntschaft noch erinnern werde, welche zwanzig Jahre zurücklag. Damals, im Jahre 1790, war Savary, der jetzige Polizeiminister, in das Heer eingetreten und lag in Lyon in Garnison. Der Abbé und der junge Offizier waren mehrfach in gesellschaftlichen Verkehr mit einander gekommen und hatten manchen Abend zusammen verplaudert.

Am dritten Morgen nahm man auf einer kleinen Station ein eiliges Frühstück ein, dann ging die Fahrt weiter bis Paris, wo man Nachmittags gegen zwei Uhr eintraf.

Als der Abbé Coquet im Hofe des Postgebäudes aus der Lyoner Postkutsche stieg, näherte sich ihm ein Herr, der ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn leise fragte: „Habe ich die Ehre, den Herrn Abbé Coquet aus Lyon zu sehen?“

„Der bin ich,“ sagte erstaunt der alte Herr. „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen, und womit kann ich dienen?“

Der Fremde öffnete seinen Rock ein wenig, so daß unter demselben die blauweißrothe Seidenschärpe sichtbar wurde, die er um den Leib geknüpft trug.

„Ich bin Agent der Sicherheitspolizei,“ erklärte er, „und verhafte Sie hiermit.“

„Mich?“ fragte entsetzt der Geistliche.

„Ja,“ entgegnete der Agent, „im Auftrage meines Chefs, des Herrn v. Sartines.“

Der Abbé erbleichte. Der Name Sartines hatte einen schrecklichen Klang für alle Leute, welche mit der Polizei zu thun hatten. Sartines galt für den geschicktesten Polizeibeamten, den je die französische Hauptstadt besessen. Das Spionensystem, das er eingeführt hatte, überstieg alle Begriffe und brachte den Pariser Polizeidirektor gewissermaßen in den Ruf der Allwissenheit und Unfehlbarkeit.

„Und weshalb werde ich verhaftet?“ fragte der Abbé.

„Fragen Sie Ihr Gewissen!“ entgegnete der Agent. „Ich hoffe, Sie werden mich nicht zwingen, Gewalt anzuwenden. Folgen Sie mir augenblicklich nach der Polizei, wo man weitere Verfügungen über Sie treffen wird.“

Der Agent nahm das Gepäck des Abbé's, rief einen Wagen herbei, und dieser brachte Beide nach dem Hause, in dem der Polizeichef von Paris seine Amtszimmer und seine Wohnung hatte.

In einem Vorzimmer, in dem eine Anzahl von Polizeidienern wartete, wurde der Abbé einen Augenblick untergebracht; dann kam der Agent, der ihn angemeldet hatte, zurück und forderte den Abbé auf, ihm zu folgen.

„Mein Chef,“ sagte der Agent, „hat mir befohlen, Sie in seinem Arbeitszimmer einzuschließen. Treten Sie hier ein und warten Sie ab, was mit Ihnen geschehen wird. Ihr Gepäck bleibt draußen.“

Der Agent führte den Abbé in das Arbeitszimmer Sartines', verschloß dann die Thür von außen, und der alte Herr war allein in dem Gemache, in dem täglich das Geschick so vieler hundert schuldiger und unschuldiger Personen entschieden wurde, in dem gewissermaßen alle geheimen Fäden der Pariser Sicherheitspolizei zusammenliefen.

Der Abbé hoffte, man würde ihm bald mittheilen, weshalb er verhaftet sei, es verging indeß ziemlich viel Zeit, ohne daß sich nur ein Laut in der Umgebung des Arbeitszimmers hören ließ. Der alte Herr hatte sich auf einem Sessel in der Nähe der Thür niedergelassen und dachte über die sonderbare Lage nach, in die er gerathen war. Seine Verhaftung mußte mit der Angelegenheit des verhafteten Neffen in Verbindung stehen. Anscheinend war der Abbé der Behörde selbst verdächtig geworden, und sofort bei seinem Eintritt in Paris hatte man sich seiner bemächtigt.

Stunde auf Stunde verrann, es begann zu dunkeln, ohne daß Jemand kam, der den Abbé über sein Schicksal und über die Gründe seiner Verhaftung aufklärte. Ein anderer unangenehmer Gast aber fand sich ein, und das war der Hunger, da der alte Herr seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte.

Der verzweifelte Abbé hielt es endlich nicht mehr aus. Er sprang auf und begann mit den Fäusten an der Thür des Arbeitszimmers zu trommeln. Nach einiger Zeit näherten sich Schritte, und Jemand fragte, wer in dem Zimmer sei. Der Abbé erklärte, man habe ihn gefangen genommen und hier eingeschlossen, und die Stimme draußen, die eines Dieners, antwortete, Herr Sartines sei nicht zu Hause, aber seiner Gattin würde man Mittheilung machen.

Eine lange Zeit verging, ehe sich nach dem Fortgange des Dieners etwas hören ließ. Erst gegen Mitternacht öffnete sich die Thüre, und an der Spitze einer Anzahl Polizisten drang Sartines in das Zimmer ein.

„Was thun Sie hier?“ fragte er den Abbé sehr erregt. „Wie kommen Sie in dieses Zimmer? — Bemächtigt euch dieses Mannes,“ rief er den Polizisten zu, „und verhaftet ihn. Das ist ein politisches Komplott! Untersucht ihn sofort, ob er Papiere gestohlen hat.“

Geübte Hände durchsuchten die Kleidung des Abbé, aber fanden nichts. Der alte Mann war sprachlos über die neue Ueberraschung, die ihm hier zu Theil wurde.

„Ganz gleich,“ sagte Sartines, „wenn er nichts gestohlen hat, dann hat er sich Kenntniß von Dokumenten verschafft, die nicht für ihn bestimmt waren. Wir werden morgen weiter sehen, was zu thun ist. Das Gewand des Geistlichen, das der Verbrecher trägt, ist wahrscheinlich auch gestohlen. Bringt ihn in eine Zelle und bewacht ihn auf das Schärfste, ihr haftet mir mit euren Köpfen dafür, daß der Mann nicht entspringt. Wir werden Mittel und Wege zu finden wissen, daß er die Geheimnisse, die er hier erfuhr, nicht verräth.“

Mehr todt wie lebendig wurde der unglückliche Abbé nach einer Zelle abgeführt, wo er bald darauf in einen ohnmachtähnlichen Schlaf verfiel.

— — — — — — — — — — —

Es war ein recht trauriger Morgen für den alten Herrn, als er in seiner Zelle wieder erwachte. Er glaubte eine Zeitlang, daß er noch träume, und nur allmälig wurde ihm die Wirklichkeit klar. Das Abenteuer, in das er verwickelt worden war, schien immer räthselhafter werden zu wollen. Verhaftet von einem Beamten und in das Arbeitszimmer des Chefs der Sicherheitspolizei geführt, hatte er hier geduldig ausgeharrt, bis er es vor Hunger nicht mehr aushielt; dann hatte man ihn wie einen Verbrecher behandelt, trotzdem er doch keineswegs freiwillig in das Arbeitszimmer hineingegangen war. Auf seine Vertheidigung hatte Niemand gehört, er war auch viel zu bestürzt gewesen, um sich ordentlich vertheidigen zu können.

Vergeblich grübelte der Abbé diesen Geheimnissen nach. Er fühlte sich so erschöpft vor Aufregung, Angst und Hunger, daß er kaum richtig zu denken vermochte.

Plötzlich rasselten die Schlüssel in der Zellenthür, und herein trat Sartines selbst, nur gefolgt von dem Gefangenwärter.

Der Abbé hatte sich bei seinem Eintritt erhoben und blickte jetzt erwartungsvoll seinen Besucher an.

„Wer sind Sie?“ fragte Sartines.

„Ich bin der Abbé Coquet aus Lyon. Gestern hier in Paris angekommen, wurde ich beim Verlassen der Postkutsche verhaftet.“

„Wie heißen Sie?“ fragte nochmals Sartines.

„Abbé Coquet!“

„Und was sind Sie?“

„Pfarrer an der Kirche St. Nizier in Lyon.“

Darauf brach Sartines in ein unauslöschliches Gelächter aus, und als er sich einigermaßen erholt hatte, konnte er nur noch die Worte hervorstoßen: „Beruhigen Sie sich nur. Es soll Ihnen volle Genugthuung werden!“

Dann lachte er auf's Neue, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen, und verließ den unglücklichen Gefangenen.

Waren die bisherigen Vorfälle räthselhaft gewesen, so war das Verhalten des Chefs der Pariser Sicherheitspolizei gegenüber dem Gefangenen ein solches, daß es in der That keine Erklärung dafür gab, und daß der Abbé sowohl für seinen, als für Sartines' Verstand ernstlich zu fürchten begann.

Wenig Minuten später brachte ein Diener dem Abbé ein Waschbecken nebst Handtuch, Seife und Kamm, und forderte ihn auf, sich, so gut es ginge, von dem Staub und Schmutz der Zelle zu reinigen. Dann bürstete er ihm sorgfältig den langen geistlichen Rock ab und bat endlich den erstaunten Abbé, ihm zu folgen.

Wenige Minuten darauf stand der verblüffte alte Herr im Speisezimmer der Sartines'schen Wohnung. Der gefürchtete Polizeichef reichte dem Abbé die Hand und sagte: „Mein hochwürdiger Herr Abbé, Sie haben das Recht, Aufklärung zu fordern. Sie sollen sie haben. Sie werden daraus ersehen, daß auch die Pariser Polizei keineswegs vor argen Mißgriffen gesichert ist. Es wurde mir vorgestern in später Abendstunde die Mittheilung gemacht, daß in nächster Zeit ein Pamphlet voller Beleidigungen, Bosheiten und Verdächtigungen gegen den Kaiser, seine Familie und die ganze Hofgesellschaft erscheinen würde. Dieses Pamphlet sollte unter großen Vorsichtsmaßregeln geheim verbreitet werden, und es mußte mir außerordentlich viel daran liegen, in den Besitz eines Exemplars desselben zu gelangen, um Mittel zur Verfolgung des Schuldigen zu erhalten. Man hatte mir mitgetheilt, daß das Pamphlet den Titel ‚L'abbé coquet' — der gefallsüchtige Abbé — führen würde. Ich berief einen meiner tüchtigsten Beamten, der sich in diesem Falle allerdings leider nicht bewährt hat, und dessen Bericht wir jetzt selbst hören werden.“

Der Hausherr klingelte und befahl dem eintretenden Diener, den Agenten eintreten zu lassen. Der Agent, der den Abbé verhaftet hatte, erschien mit verlegenem Gesicht, und der Chef befahl ihm: „Erzählen Sie, welchen Auftrag ich Ihnen gab, und in welcher Weise Sie ihn ausführten.“

„Ich wurde,“ sagte der Beamte, „gestern zu meinem Chef, Herrn v. Sartines, befohlen, und dieser fragte mich: ‚Wissen Sie etwas von dem Abbé coquet?‘ Ich hielt es für nothwendig, diese Frage zu bejahen, da ich fürchtete,

mich andernfalls als unfähigen und schlecht unterrichteten Beamten zu erweisen. Herr v. Sartines sagte mir darauf: ‚Wohl, bis heute Abend will ich diesen Abbé coquet haben!‘ und entließ mich. Ich glaubte, es könne nur von einem verdächtigen Priester die Rede sein, da ich von dem bevorstehenden Erscheinen eines Pamphlets mit obigem Titel nichts wußte. Ich schlug also das Verzeichniß der in Paris lebenden Abbés, das sich im Besitz der Polizei befindet, auf, fand aber keinen mit Namen Coquet. Ich suchte in allen Bureaux herum, bis ich auf den Gedanken kam, nach der Post zu gehen und dort die Liste der Passagiere durchzusehen. Wer nämlich mit der Post nach Paris reisen will, muß sich am Abgangsorte am Tage vorher einschreiben lassen. Die Liste der Passagiere wird durch besondere Kuriere nach Paris geschickt, so daß sie stets einige Stunden vor Eintreffen der Post hier anlangt. Unter den Passagieren der Lyoner Postkutsche fand ich zu meiner Freude den Namen des Abbé Coquet; ich war überzeugt, den richtigen Mann gefunden zu haben, und verhaftete ihn, als er die Postkutsche verließ. Ich brachte meinen Gefangenen sofort hierher und ließ mich bei Herrn v. Sartines melden. Derselbe war sehr beschäftigt, und auf meine Mittheilung: ‚Ich bringe den Abbé Coquet,‘ — gab er mir den Schlüssel seines Arbeitszimmers und beauftragte mich, ihn dorthin zu bringen und den Schlüssel alsdann wieder zurückzuliefern. Diesen Auftrag habe ich wörtlich erfüllt.“

„Sie sehen,“ sagte Sartines zu dem Geistlichen, „Sie sind das Opfer eines Mißverständnisses geworden. Wollen Sie uns, Herr Abbé, verzeihen, was geschehen ist, so werden Sie die Polizei und mich zu bestem Danke verpflichten, insbesondere, wenn Sie über die ganze Angelegenheit schweigen. Sie sagten mir, Sie seien in Familienangelegenheiten nach Paris gekommen; vielleicht bin ich in der Lage, Ihnen zu helfen, und welches auch Ihre Wünsche sein mögen, seien Sie überzeugt, dieselben sollen erfüllt werden, wenn dies irgend in meinen Kräften steht.“

Der Abbé erzählte, welche Angelegenheit ihn nach Paris geführt hatte.

„Schlimm, sehr schlimm, mein werther Herr Abbé,“ sagte Sartines, als sein Gast die Erzählung von der Verhaftung seines Neffen beendet hatte.

„Aber mein Neffe ist unschuldig,“ erklärte der Abbé, „wenigstens, was den Verdacht betrifft, mit dem Auslande zu konspiriren. Der Mann, mit dem er Briefe gewechselt hat, ist ein Verwandter, mit dem ich auch in Korrespondenz stehe. Ich habe Briefe von ihm, in denen er sein Bedauern darüber ausspricht, Frankreich verlassen zu haben.“

„Haben Sie diese Briefe bei sich? Ihr Inhalt wäre vielleicht geeignet, Ihren Neffen zu entlasten.“

„Gewiß habe ich diese Briefe in meinem Gepäck, weil ich hoffte, sie würden mir hier in Paris von Nutzen sein. Ich hatte bei meiner Verhaftung einen Mantelsack, den der Agent der Sicherheitspolizei an sich nahm!“

Herr v. Sartines klingelte und befahl, das Gepäck des Abbé zu bringen. Bald darauf war der geistliche Herr im Besitze eines schwarzledernen Mantelsackes, der mit einem kleinen Vorhängeschloß versehen war. Der Abbé zog einen Schlüssel aus der Tasche und versuchte das Schloß zu öffnen. Er kam jedoch damit nicht zu Stande, und erst, als er Gewalt anwendete, gelang es ihm, das kleine Schloß zu sprengen.

Er öffnete den Mantelsack und griff hinein. Plötzlich zeigte sich auf seinem Gesichte der Ausdruck des Schreckens. Er untersuchte nochmals den Mantelsack und sagte endlich: „Es muß eine Verwechslung vorliegen, das ist nicht mein Gepäck. Es sind Drucksachen darin!“

„Drucksachen?“ sagte Sartines neugierig, „lassen Sie einmal sehen. Ah, in der That, eine ganze Anzahl Broschüren!“

Auch der Abbé hatte eine der Broschüren ergriffen, um sie näher zu betrachten, und las zu seinem Staunen auf dem Titelblatt: „L'abbé coquet!“

Es war das Pamphlet, das die Polizei suchte.

„Ein prächtiger Zufall!“ rief Sartines. „Einer Ihrer Mitreisenden muß der Einschwärzer dieser Waare gewesen sein. Schildern Sie mir doch die Leute, die mit Ihnen gefahren sind, und wir werden den Schuldigen ebenso wie Ihr vertauschtes Gepäck bald ermitteln!“

Der Abbé begann seine Reisegefährten zu schildern und besann sich darauf, daß ein Mann mit dem schwarzen Mantelsack, der dem seinigen so ähnlich war, schon in Lyon eingestiegen sei.

„Lassen Sie uns sofort untersuchen, ob nicht noch weitere Neuigkeiten in diesem Mantelsack enthalten sind!“ sagte Sartines. „Richtig! Da ist ja ein Aktenstück! Was enthält es denn? — Eine Untersuchungssache gegen Pierre Lajolais!“

„Das ist mein Neffe, der Unglückliche, wegen dessen ich hierherkam,“ rief der alte Geistliche.

„In der That handelt es sich um diese Angelegenheit!“ bemerkte Sartines, der einige Zeit in den Akten geblättert hatte. „Ich muß gestehen, daß mir lange nicht eine so sonderbare und verwickelte Angelegenheit vorgekommen ist. Bei diesen Akten befindet sich ein Begleitschreiben des Präfekten Delobelle, in dem er Seiner Excellenz, meinem Chef, dem Herrn Polizeiminister Savary Mittheilung von dem Vorgehen Ihres Neffen macht, und um Verhaltungsmaßregeln bittet. Man müßte also annehmen, daß dieser Mantelsack einem Beamten der Lyoner Präfektur gehört, und doch befindet sich darin dieses nichtswürdige Pamphlet!“

Der Chef der Pariser Sicherheitspolizei klingelte und ließ eine Anzahl seiner tüchtigsten Agenten kommen.

Der Abbé wurde von einem Diener in ein Zimmer geführt, in dem er bald erschöpft von den vielfältigen Anstrengungen und Aufregungen in einen tiefen Schlaf verfiel.

Er erwachte aus demselben erst gegen Abend. Das Erste, was seine erstaunten Augen erblickten, war sein Mantelsack, der mit geöffnetem Schlosse auf dem Tische lag. Während er noch darüber nachdachte, wie wohl der Mantelsack hierher käme, erschien Sartines, der ihm vergnügt die Hand schüttelte.

„Es lebe der Zufall!“ sagte er, „der Zufall ist und bleibt der geschickteste Kriminalist. Er hat Sie zu seinem Werkzeuge gemacht, und wir sind Ihnen großen Dank schuldig. Wie Sie aus der Anwesenheit Ihres Gepäcks sehen, ist es uns gelungen, der Persönlichkeit habhaft zu werden, die mit Ihnen von Lyon kam. Es ist in der That ein Beamter der Präfektur, der aber Royalist ist und gegen die Regierung schon lange Zeit konspirirt, ohne daß sein Chef, Herr Delobelle, eine Ahnung davon hat. Der Mann hat die Verwechslung der Mantelsäcke natürlich auch gemerkt und sich aus Furcht verborgen gehalten, meine Agenten haben ihn aber doch entdeckt. Er war so klug, ein umfassendes Geständniß abzulegen, durch welches wir erfuhren, daß in Lyon eine vollständige royalistische Verschwörung im Gange ist. Auch von dieser hat Präfekt Delobelle keine Ahnung. Aber noch mehr — dieser Herr Delobelle mißversteht die Befehle Seiner Majestät und setzt unschuldige Leute in das Gefängniß. Ihr Neffe ist durchaus im Recht, der Präfekt hat die Befehle des Kaisers, betreffend das Verhältniß zwischen den Lyoner Seidenwirkern und den Fabrikherren vollständig falsch aufgefaßt und ebenso falsch ausgeführt. Seit drei Stunden ist ein Kurier des Ministeriums unterwegs nach Lyon, welcher Herrn Delobelle seine Entlassung aus dem Amte und Ihrem Neffen die Entlassung aus dem Gefängnisse überbringt.

Und nun seien Sie heute Abend mein Gast, und lassen Sie uns ein Glas Wein auf die glückliche Aufklärung dieses Mißverständnisses leeren.“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Unsere Ahnen. — Ein jeder Mensch hat 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Eltern im 4., 32 im 5. Grade, 64 im 6. Grade u. s. w. In der 16. Generation hat Jeder schon 65,532 Eltern. 16 Generationen nehmen einen Zeitraum von 500 Jahren ein. Unter den 65,532 Eltern, die ein jeder der jetzt lebenden Menschen in dem 14. Jahrhundert hatte, waren sicherlich Personen aller Stände, reiche und arme, hohe und niedrige, und der Unterschied in der Herkunft der Menschen wird daher gewiß kein sehr großer gewesen sein, so daß der Dichter mit Recht singen konnte: „Wir Menschen sind ja alle Brüder.“ [H. Th.]

Alte Liebesbriefe. — So lange es Liebesbriefe gibt, wird ihre Sprache stets von der der Alltäglichkeit unterschieden und mit einer gewissen Ueberschwänglichkeit behaftet gewesen sein, denn weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Kaum jemals aber dürfte in den Liebesbriefen eine größere Schwulstigkeit und lächerliche Geziertheit zu finden sein, als in jenen aus den Jahrzehnten kurz vor und im Beginn des 17. Jahrhunderts. Damals war in Deutschland das Zeitalter der Galanterie und der Phrase. Die Liebesbriefe gaben den gezierten und affektirten Durchschnittsmenschen jener Zeit die beste Gelegenheit, die albernsten und übertriebensten Redensarten zu machen. In den Briefstellern, die zu Nutz und Frommen der Liebenden herausgegeben wurden, werden Anreden empfohlen wie „Hochedelgeborene, großehrenreiche Jungfrau, schönste und hochtugendseligste Nymphe“; Unterschriften wie „Meines hochwerthesten Trosts ewig getreuer Diener“ u. s. w.

Von der Tugend seiner Angebeteten begeistert, ergeht sich ein Liebhaber also: „Wie nur Ihre besagte Tugend solche Liebe meinem Herzen eingepflanzet, als beliebe Sie auch selbe mit den gütigen Strahlen Ihrer Gewogenheit zu beleuchten, mit dem Glanz Ihrer Schönheit zu erhalten und mit gleichgesinnter Herzensneigung erfreulichst zu zeitigen und zu reifen.“

Man gab sich zur Abfassung solcher Briefe die größte Mühe, und wer liebte, brachte viel Zeit mit ihnen hin. Bei der Bedeutung, die man der Sache beilegte, ist es nicht verwunderlich, wenn die derzeitigen Briefsteller, wie die „Neueingerichtete Liebes-Kammer mit höflichen verliebten Sendschreiben“ und „des Galanten Frauenzimmers Secretariat-Kunst oder Liebes- und Freundschaftsbriefe“, die eingehendsten Verhaltungsmaßregeln geben. „An Frauenzimmer zu schreiben,“ heißt es bei Menantes, „ist eine Sache von solcher Wichtigkeit, die man nicht genug treiben, nicht zu geschickt ausüben und nie behutsam genug darinnen verfahren kann, allermaßen derjenige, der mit gescheuten Frauenzimmern umzugehen weiß, nicht allein den Ruhm einer vortrefflichen Conduite davon träget, sondern auch am Hofe und anderwärts sein Glück dadurch befördern, ja vielem Unglück entgehen kann.“

Ueberall suchte man die blumigen Redensarten zusammen, namentlich aus den damals verbreiteten Romanen, die sehr viele Liebesbriefe, die als Muster dienen konnten, enthielten. Christian Weise gibt uns in seinem Roman „Die drei ärgsten Erznarren“ eine ganze Reihe von Beispielen solcher Schreiben. Ein solches beginnt: „Schönste Gebieterin. Glückselig ist der Tag, welcher durch das gluthbeflammte Carfunkel-Rad der hellen Sonnen mich mit tausend süßen Strahlen begossen hat, als ich in dem tiefen Meere meiner Unwürdigkeit die köstliche Perle Ihrer Tugend in der Muschel Ihrer Bekanntschaft gefunden habe.“

Natürlich konnte auch die erste Erklärung der Liebe nicht schwülstig und umständlich genug abgefaßt werden. Ein derartiges Schreiben lautet:

„Hochgeehrte Jungfer!

Der aller Menschen allgewaltige Herzensbezwinger und blinde Schütz hat an mir die Macht seiner gewöhnlichen Tyrannei (wenn anders die Liebe also zu nennen) verüben oder anwenden dürfen, maßen

Ihr (holdselige Dam) weit überirdisches Angesicht einen der Liebe ganz entäußerten Menschen leichtlich zu überwinden mächtig, als wird Sie, mein Jungfer, die Straf solcher Vermessenheit (wofern eine Liebe also genannt werden kann) mehr Ihrer eigenen Schönheit als deren mir verursachten Kühnheit beimessen können, und weil solche meine in Wahrheit nicht geringe Liebe zu keinem anderen Zweck als wohlmeinend zielet, als wird Sie, wiewohl ich es nicht ganz meritire, solche meine ehrliche und treumeinende Neigung nicht anders als rechtmäßig erkennen, die Bestätigung soll der Bezeugung gleich sein. Indessen ich Ihr mich selbst zum Pfand lasse und verbleibe

dero allergetreuester Knecht

Andreas Kalzer."

Das Antwortschreiben hat folgenden Wortlaut:

„Mein Herr!

Ich werde Seinen Worten, welche Er Belieben getragen, mir durch das unmündige Papier anzuvertrauen, nicht anders als wahrhaften Glauben beimessen können und leichtlich glauben, daß Ihm der kleine blinde Schütz (wie er ihn zu benamen pfleget) wenig und absonderlich meiner geringen Person wegen wird tyrannisirt haben, maßen Seine Liebe, welche Er sich gegen mir zu erklären oder Meldung zu thun mehr mit höflichen Scherz als einer absonderlichen Liebesbezeugung angefangen. Dem sei aber wie ihm wolle, so ist jedweder Mensch, doch mit gebührender Bescheidenheit und nach Gestalt der Sachen, ehrlich zu lieben befugt, also ich zu geringe, Ihm solches zu verwidern, gegen mir aber eines solchen aus Mangel der Schönheit nicht zu versehen, doch zu erweisen schuldig, daß ich sei

Seine gehorsame Dienerin

Ursula Schaffnerin."

Daß kühler denkende Köpfe auch damals die Abgeschmacktheit und Uebertreibung in der Liebeswerbung erkannten, dafür haben wir verschiedene Beweise. So eifert dagegen Thomasius: „Was gehen nur für Galanterien vor! Wie zutrampelt man sich vor dem Fenster, ob man die Ehre haben könne, die Jungfrau oder an deren statt die Magd oder die Katze zu grüßen? Wie viel verliebte Briefe, die man aus zehn Romanen zusammengesucht hat und die mit vielen flammenden und mit Pfeilen durchschossenen Herzen bemalet sind, werden da abgeschickt, gleich als ob man des guten Kindes Affektion damit bombardiren wollte?" Aehnlich wendet sich Christian Weiße gegen die maßlose Frauenverehrung. „Wenn die Weibsbilder ihr 14. Jahr erreichen," so spottet er, „so werden sie allerwärts demüthig bedient und schöne Gebieterin genannt. Drum, weil sie hierdurch auf den Gedanken gebracht werden, gleich als wären sie nur der Liebeshändel wegen geboren, so fangen sie an, putzen sich und meinen, ihr ganzer Zierrath bestehe in dem, daß sie den Mann an sich locken können. So machen wir die gebrechlichen Werkzeuge, die Personen des schwächeren Geschlechts zu großen Göttinnen, als wenn wir ihnen die Herrschaft gleichsam durch unsere Huldigung bestätigen wollten." [Th. S.]

Humoristisches.



Ein Vorzug.

Trudchen: Denk' Dir, Lenchen, meine Mama läßt sich morgen malen.

Lenchen: Ach, da ist meine Mama besser d'ran; die malt sich jeden Morgen selber.



Mißverständniß.

Herr: Auguste, holen Sie mir doch einmal aus dem Geschäft hier gleich gegenüber den Barbier von Sevilla — aber schnell!

Auguste (zurückkehrend): Ich war drüben im Barbierladen — aber da ist Keiner von Sevilla — die Beiden, die da waren, sind aus Pieschen!

Unreimbar! — Die Wörter „Silber" und „Mensch" gehören zu denjenigen, auf die man einen Reim wohl vergeblich suchen dürfte. Betreffs des letzten Wortes vermochte der Dichter Adolph Böttger wenigstens auf die Mehrzahl „Menschen" zu reimen. Er that dies in seinem modernen Heldengedicht „Till Eulenspiegel":

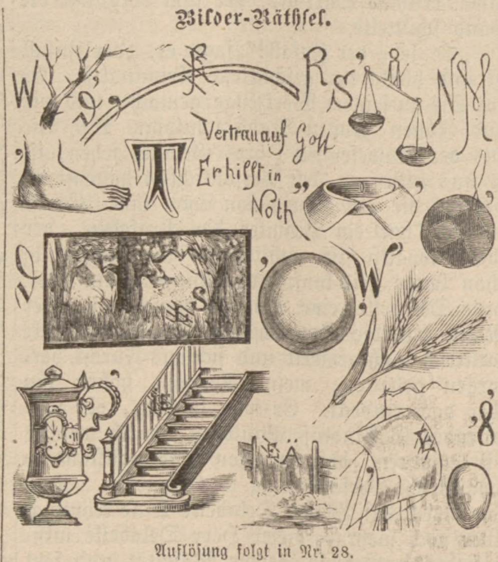
„Der Herzog trug sich wie vernünft'ge Menschen —
Hier stolpr' ich, denkt ihr, weil sich ein bewußtes
Wörtlein nicht reimen läßt, doch mit Türenn'schen
Kriegslisten bring' ich trotz des Reimverlustes
Den Vers zum Sieg, wie Blücher im Brienn'schen
Gefecht, und zwing' in's Bett ihn des Prokrustes." [D.]

Eines Königs Ende. — Heinrich VIII. von England (1509—1547), bekannt durch seine Grausamkeit, hatte die Gewohnheit, so oft sich bei ihm das Gewissen regte, dasselbe durch Völlerei zu beruhigen. Noch auf seinem Sterbelager ließ er sich einen Pokal voll schweren Weines geben, trank ihn aus und sagte mit lallender Stimme zu den Umstehenden: „So, meine Herren, nun ist Alles dahin — meine Krone, mein Leben und meine Seele." Damit verschied er. [Dr. W.]

Bissiger Vorschlag. — Als der bekannte Wiener Humorist Saphir sich einst in einer Versammlung befand, begann ein Redner mit den Worten: „Meine Herren! Der Mensch ist ein Thier — ein — ein Thier —" hier blieb er stecken.

Da erhob sich Saphir und sprach: „Meine Herren, ich trage darauf an, daß diese Rede gedruckt und das Porträt des Verfassers beigefügt werde." [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 26:
Ein Unfall ist lehrreicher als tausend Rathschläge.

Räthsel.

Nicht gefährlich,
Doch beschwerlich
Sind den Menschen wir zumeist;
Darum Keiner,
Auch nicht Einer
Freudig uns willkommen heißt.
Ohne Augen
Freilich taugen
Wir wohl mehr, sind nützlich dir;
Gib uns Speise,
Gleicherweise
Sorgen dann für dich auch wir! [Emil Root.]

Auflösung folgt in Nr. 28.

Scherz-Räthsel.

Seht ihr d'rin vier Spiele,
Stets ein Spieler ist's;
Fehlen die vier Spiele,
Klar, wie Wasser, ist's. [E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösungen von Nr. 26: des Räthsels: Einnehmen; des Räthsel-Distichons: Lerche, Leiche; des Logogriphs: Blondine, Blondin.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.